Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 25 Lemberg, am 23. Brachmond (Juni) 1929

Zur Höhe

Roman von Elsbeth Borchart.

9)

Alle stimmten dem Vorschlag freudig bei, auch Frau Renatus, die den Tag über geruht hatte und sich wieder frisch fühlte.

So machte sich die Gesellschaft auf den Weg.

Schon von weitem vernahmen sie die Musik aus dem am Kai liegenden Garten der „Drossel", weiche, melodische Klänge.

Außerhalb des Gartens promenierten zahlreiche Menschen, zwanglos, ohne Kopfbedeckung, und erfreuten sich an der Musik. Einige gingen in den Garten.

Am Kai brannten elektrische Lampen, sie warfen ihren Schein weit über den See hinaus, über Schiffe und Kähne.

„Es ist wie eine Nacht in Venedig," sagte Käte schwärmerisch angehaucht; sie war voriges Jahr mit der Freundin dort gewesen.

Der kleine Garten der „Drossel" war dicht besetzt, und man fand nur ganz am Zaune noch ein leeres Plätzchen.

Geradeüber, dicht am Hause, befand sich eine Kolonnade. Dort standen acht bis zehn Männer, jeder von ihnen sein Instrument im Arm, und spielten. Sie trugen rote Samtjacken, mit Goldtressen besetzt, ein Samtkäppi auf dem Kopf — weiße Lederhosen, einen breiten, bunten Schal um den Leib und gelbe, niedrige Schuhe.

Sie spielten gerade eines jener schwermütigen, ergreifenden Lieder, voll tiefer Empfindung, jeder dem eigenen Gefühl nachgebend und doch sich einander anpassend zu einem schönen Ganzen.

Von dem Tisch aus, den die kleine Gesellschaft aus Mythenstein inne hatte, konnte man kaum die einzelnen Gesichter unterscheiden. Das war ja auch unnötig, man wollte nur lauschen.

Die Unterhaltung an den Nebentischen war ziemlich ungeniert laut. Mit einem Male wurde es still und aller Augen richteten sich nach dem Podium. Ein Violinsolo klang von dort herüber.

Auch Isa beugte sich lauschend vor.

Das waren Töne, wie sie nur eine echte Amati oder Strandivari, das heißt von Künstlerhand gespielt, hervorzubringen vermag.

Erstaunt und interessiert wollte sie hinüberspähen, wer von den Männern jenes Meisterstück vollbrachte, da fühlte sie sich am Arm ergriffen und Käte Rönne, die neben ihr saß, flüsterte ihr erregt zu:

„Sehen Sie — o, sehen Sie nur! Wache oder träume ich?"

Isa richtete den Blick auf die Kolonnade und zuckte zusammen.

Dort, etwas abseits von den anderen Spielern, stand der Geiger, anscheinend ganz versunken und aufgehend in seinem Spiel. Aber die Augen sahen unter den Lidern halb versteckt unverwandt nach einer einzigen Richtung.

Jäh wandte Isa ihren Blick.

„Fräulein Renatus — sagen Sie mir — kann es möglich sein — ist das wirklich unser — unser Bardini?" flüsterte Käte von neuem.

„Eine wunderbare Aehnlichkeit in der Tat," gab Isa zögernd zur Antwort. Sie fühlte sich peinlich berührt und wußte kaum warum. Auch ertappte sie sich auf dem ihr unbegreiflichen Wunsche, die andern möchten nicht aufmerksam gemacht werden. Doch sie hatte nicht mit der Wissenschaftlichen gerechnet, deren scharfen Augen nichts verborgen blieb.

„Das ist ja Bardini — welche Ueberraschung!" rief [illegible] ziemlich ungeniert, „wer hätte das für möglich gehalten? Käte, Käte, wo sind deine stolzen Träume von einer Grafenkrone?"

„Spotte jetzt nicht," erwiderte Käte kleinlaut und bedrückt.

Auch die übrigen waren überrascht.

Bardini unter den Volkssängern!

Nicht einer hätte ihn dafür gehalten. Man tauschte seine Meinungen aus, verriet seine Verwunderung und auch eine gewisse Enttäuschung. Man hatte den Mann, obgleich er eine flüchtige Reisebekanntschaft war, höher eingeschätzt.

„Fräulein Renatus, was sagen Sie als Schriftstellerin nun dazu?" fragte Doktor Rieling Isa, die, mit einer ihr selbst unerklärlichen Mißstimmung kämpfend, zuletzt schweigsam geworden war.

„Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß mich meine Menschenkenntnis, auf die ich mir schon etwas zugute tat, diesmal trog," gab sie zur Antwort

„Sie trog dennoch nicht ganz," fiel die Wissenschaftliche ein, „er ist ein Künstler, wenn auch anderer Art, als wir vielleicht vermuteten. Aber, ein italienischer Volksmusikant, der unsern Tell gelesen hat, das bleibt immerhin ein Unikum. Sollte er uns auch hierin etwas weiß gemacht haben? Denn schließlich angeführt hat er uns doch, indem er uns seinen Stand verhehlte, ja sich gewissermaßen als etwas Höheres ausgab, als er in der Tat ist."

„Hat er das letztere wirklich getan," fragte Isa, „welche Pflicht hätte ihn veranlassen können, uns seinen Stand zu verraten? Ein Zufall, wie er auf Reisen nicht selten ist, hat uns zusammengeführt, eine natürliche Veranlagung zu vornehmen, äußeren Formen hat uns täuschen können und — was kümmert uns auch sein Stand? Als Mensch bleibt er schließlich dasselbe, was er gestern war."

„Das war eine regelrechte Verteidigungsrede," neckte Doktor Rieling, „aber Sie haben recht, auf Reisen nimmt man es nicht so genau."

Käte Rönne sandte Isa einen dankbaren Blick zu.

Die heutige Entdeckung hatte Käte zuerst niedergedrückt und verstimmt; sie hatte still und wie eine geknickte Lilie dagesessen und mit der Hand verstohlen ein Papier in ihrer Tasche zerdrückt. Jetzt glättete sie es sorgsam wieder darin und die Worte, die sie diesem Papier heimlich heute nachmittag, als Lizzi ihre Nachmittagsruhe hielt, anvertraut hatte, traten deutlich vor ihre Seele:

„Du hast das schönste Augenpaar,
Das ich wohl je geschaut.
Du hast so dunkel lock'ges Haar,
So süßer Stimme Laut.
Du hast so edlen, stolzen Gang,
Den Blick so hoheitsvoll;

Dein Lächeln macht mich sehnsuchtskrank,
Dein Plaudern macht mich toll.
Ob dich auch eine Krone ziert,
Du lebst in Glanz und Licht,
Ob Lorbeerreiser dich berührt,
Mich kümmert solches nicht.
Wenn nur dein Blick voll heißer Glut
Mich zieht in seinen Bann,
Dann wird mir traumhaft süß zumut',
Daß ich's kaum fassen kann."

Natürlich hatte sie keine Empfindung von der unfreiwilligen Komik ihrer Knittelverse. Ihr war es blutiger Ernst damit. „Mich kümmert solches nicht," hatte sie geschrieben, und trotzdem hatte die Entdeckung, daß ihr Idol zu einem gewöhnlichen Volksmusikanten herabgesunken war, sie wie eine kalte Dusche berührt.

Isas Worte erst — „als Mensch bliebe er dasselbe", stellten das Gleichgewicht in ihrem Innern her und vermochten sogar, sie einigermaßen in das „traumhaft süße" Gefühl von ehedem zu versetzen. Die bestrickenden Klänge und hinreißenden Melodien, die Bardini seiner Geige entlockte, taten das übrige dazu.

Nun war das Spiel zu Ende und ein Beifallsrausch lohnte den Künstler. Er verbeugte sich leicht und kurz; dabei umspielte ein eigenartig mokantes Lächeln seine Züge.

Einer der Musiker ging an den Tischen der Gäste mit einem Teller herum, um zu sammeln. „Auch das noch!" dachte Isa und war doch froh, daß es nicht Bardini war. Ihm etwas in den Teller zu werfen, hätte sie nicht über sich vermocht. Ueberhaupt war ihr die Lust am Abend verdorben und sie unterdrückte nur schwer den Wunsch, den Garten zu verlassen.

Das nächste Stück war das Intermezzo aus der Cavalleria. Ein starker, älterer Mann, ohne Zweifel der Anführer der Truppe, sang mit kräftigem Bariton. Die anderen begleiteten auf ihren Instrumenten auswendig, wie alles andere auch. Bardinis Geige hob sich auch hier hervor, nicht absichtlich und protzend, sondern naturgemäß durch den schönen Ton, den sein Spiel hervorbrachte.

Er selbst stand wie vordem an einen Pfeiler gelehnt, den schönen Kopf, mit dem Käppi auf dem rechten Ohr, ein wenig zur Seite geneigt. Er spielte, wie es wiederum schien, selbstvergessen mit geschlossenen Lidern. Nur zuweilen hoben sie sich, und wie ein Blitz flog sein Blick wie suchend durch den Garten.

Isa hatte ihre Aufmerksamkeit einem Nebentische zugewandt. Dort saß eine Anzahl junger Damen, die sich trotz des Spiels und Gesanges eifrig unterhielten. Den Gegenstand der Unterhaltung bildete, nach den Aussagen und Bemerkungen, die zu Isas Ohr drangen, zu urteilen, der schöne Italiener.

„Ist er nicht entzückend? — Sieh' nur diesen Blick — diese blitzenden schönen Augen! — Und wie er die Geige im Arm hält — wie er spielt! Wenn er doch das nächste Mal mit dem Teller herumginge, ich opferte ihm wirklich einen Frank."

So klang es bunt durcheinander.

„Ob der Wunsch der kleinen Blonden sich wohl erfüllen wird?" dachte Isa und wartete mit Spannung auf das Ende des Stücks. Zu ihrem Tisch würde er nicht kommen, das wußte sie, aber auch nur ihn in dieser Beschäftigung sehen, wäre ihr unsagbar peinlich gewesen.

Die kleine Blonde war enttäuscht — Bardini blieb auf seinem Platz, und ein anderer ging sammeln.

Isa atmete auf.

Nun folgten einige humoristische, mit Tänzen verbundene Sachen, die viel Heiterkeit im Publikum erregten.

Bardini drehte sich zu diesen Tänzen mit gewandten, sehr zurückhaltenden Bewegungen mit während wieder das mokante Lächeln in seinem Gesichte zuckte und in seinen Augen blitzte.

Nun machte Isa doch den Vorschlag, den Garten zu verlassen und dafür draußen am Kai noch ein wenig zu promenieren.

Die anderen zeigten sich einverstanden, denn im Garten war es eng und das Stimmengewirr, das sich ungeniert zwischen die Musik drängte, fiel auf die Nerven. Man huldigte hier eben der italienischen Sitte, die eine Berücksichtigung der Vortragenden durch Schweigen nicht kennt. In Italien geht es manchmal selbst in den Theatern ersten Ranges so laut während der Vorstellung zu, daß die Schauspieler oder Sänger kaum durchzudringen vermögen. Doch daran sind sie gewöhnt, und auch die Truppe hier fühlte sich durchaus nicht gestört durch die laute Unterhaltung.

Trotzdem erhob sich die kleine Gesellschaft aus Mythenstein, da es mitten im Stück war, so leise wie möglich.

Käte Nönne konnte beim Verlassen des Gartens nicht umhin, noch einmal nach Bardini hinzusehen.

„Er hat unsern Aufbruch bemerkt — er sieht uns unverwandt nach," flüsterte sie.

„Sieh' dich nicht mehr um, das fällt auf," mahnte die mütterliche Wissenschaftliche.

Am Kai spazierten die Menschen noch immer auf und ab, denn es war ein herrlicher, warmer Sommerabend.

Isa war froh, aus dem Gedränge des engen Gartens heraus zu sein. Die Luft, die vom See wehte, wirkte erfrischend und belebend.

Helene Brandis, die sich bei der seltsamen Entdeckung ziemlich passiv verhalten hatte, drängte sich jetzt an Isas Seite und schob ihren Arm durch den Isas.

„Isa!"

„Liebe Helene!"

„Nun werde ich doch irre an mir, Isa!"

„Wieso!"

„Mit meiner Annahme, ich hätte Bardini schon irgendeinmal gesehen. Ich glaubte bereits eine Spur gefunden zu haben — nach der heutigen Entdeckung fällt sie ins Wasser."

„Warum erregt Sie das so sehr? Ihre Hände sind ja eiskalt!"

„Weil ich — weil ich hoffte — Sie sehen mich verwundert an — nein — nein, Isa — nicht das — Sie wissen doch, was ich Ihnen von meiner Manie sagte — ich bin also doch noch krank."

„Beruhigen Sie sich, Helene — die Heilung kann nicht mit einem Schlage erfolgen. Lassen Sie sich durch diesen Irrtum nicht entmutigen. Daß man sich in dieser Weise zuweilen täuscht, kommt auch bei Gesunden vor."

„Das schon — aber — ja, sehen Sie — Sie können mich ja nicht verstehen — aber später — später — sage ich Ihnen wohl einmal —"

Isa bemühte sich, das junge Mädchen auf andere Gedanken zu bringen, und es gelang ihr auch.

Eine Weile ging man noch hin und her. Dann entschloß man sich zur Heimkehr. Frau Brandis sah abgespannt und müde aus, aber als sie für die Nacht Abschied von den andern nahm und dabei Isas Hand in der ihren hielt, flog doch ein leuchtender, dankbarer Blick zu dieser hinüber.

In ihrem Zimmer angelangt, sprachen Isa und ihre Mutter noch eine Weile über das heutige Erlebnis.

„Mir will es scheinen, als wenn Bardini nicht so recht zu den anderen Mitgliedern der Truppe paßt," sagte Frau Renatus. „Wer weiß, welches verkommene Genie in ihm steckt." Damit ging sie zu anderen Dingen über, und die Sache war für sie erledigt.

Als Isa sich allein in ihrem Zimmer befand, stellte sie sich, wie die Abende vorher, ans Fenster. Diesen Abschiedsblick mußte sie sich gönnen, ehe sie zur Ruhe ging.

Es war später geworden als gestern und vorgestern. Die Gondeln und Kähne waren schon in den sicheren Hafen der Muotta gefahren — der Gesang, das Jodeln war verstummt. Kein einsamer Kahn trieb in der Nähe Mythensteins und kein berauschendes „Santa Lucia" drang an ihr Ohr. Der Mond stand, wie gestern auch, am Himmel, aber er hatte einen Schleier und einen sogenannten Hof, der schlechtes Wetter kündete.

Am nächsten Tage regnete es in Strömen.

Bei der Frühstückstafel im Speisesaal des Hotels war ein allgemeines Jammern.

Nur Isa zeigte nichts von Verstimmung; sie hatte schon ihre Verfügung für diesen unfreiwilligen Ruhetag getroffen. Er bot ihr eine Gelegenheit, sich wieder ein wenig in ihre Arbeit zu vertiefen.

Von einem Ausspannen jeglicher geistiger Tätigkeit, so wie es in anderen Berufen möglich ist, kann bei einem Schriftsteller niemals die Rede sein. Was sich seinem Auge und Ohr bietet, was sich seinem Gemüt aufprägt, das muß er in sich verarbeiten. Die empfangenen Eindrücke graben sich in seine Seele, alles lebt darin und will Klärung und Gestaltung. Er findet nicht eher Ruhe, bis er es in Worte gefaßt hat, was sein Gemüt und seine Gedanken beschäftigt.

Wer nun gar ein Werk begonnen, will nicht mitten drin abbrechen, sondern in Fühlung mit der Aufgabe, die er sich gestellt hat, bleiben.

Auch Isa hatte in Berlin einen neuen Roman ange-

fangen und sich mit ihm eine Aufgabe gestellt, die tief durchdacht werden mußte. Die Motive entsprangen ihrer ureigensten Denkungsart. Ein Kampf war es gegen Gesetz- und Sittenlosigkeit, gegen Ungläubigkeit und Leichtsinn.

Den äußeren Anlaß dazu hatten wohl, ohne daß sie es beabsichtigt, Frau Arnolds Mitteilungen über die zweite Verlobung ihres ehemaligen Bräutigams gegeben. Das Bild schwebte ihr vor, und in ihm sah sie ein trauriges Stück Welt widergespiegelt. Die irrenden Menschen zu retten, sie dem Lichte wiederzugeben, sie an der Hand edler, reiner Beispiele von dem falschen Wege abzulenken und zur Höhe zu führen, das sollte den Grundzug bilden. Ob ihr das schwere Werk gelingen würde? Wenn der Feuereifer, die heilige Glut der Begeisterung das Gelingen sichern konnte so mußte es gelingen.

Isa hatte ein Tischchen dicht an das Fenster, das nach dem See hinausging, gerückt und schrieb. Sie hatte ihre Umgebung vollständig vergessen. Es kümmerte sie nicht, daß draußen die Wolken tief und dunkel über den Bergen und dem See schwebten und ihr kühles Naß zur Erde sandten. Sie lebte in einer selbstgeschaffenen Welt und verteilte nach eigenem Willen Regen und Sonnenschein.

Schaffen! Welch berauschende Macht liegt in diesem Wort! Ein Künstler, der nur wiedergibt, was andere gedacht und empfunden haben, wie ist er armselig im Vergleich zu jenen gottbegnadeten Naturen, die aus sich heraus eine eigene Welt aufzurichten imstande sind, die einem inneren Triebe folgend, in sich das zum Licht emporringen lassen, was ihre Seele in dunklen Ahnungen bildet, und die ihren Geschöpfen Gestalt und Leben geben! Welche Wandlungen und Empfindungen aber solche Künstlerseele durchmachen muß, ehe sie zum Ziel gelangt, davon hat kein anderer einen Begriff. Es muß auch hier erkämpft werden, wie alles andere im Leben. Doch der Kampf macht den Sieg erst wertvoll.

Isa hatte mehrere Stunden gearbeitet, als sie sich endlich auf die Wirklichkeit besann. Die Uhr des Kirchturms schlug zwölf: es war also die höchste Zeit, sich zur Mittagstafel bereit zu machen. Sie packte ihre Bücher zusammen und verschloß sie in der Kommode. Dabei fiel ihr ein, daß sie an Thea hatte schreiben wollen. Sie hatte eine Postkarte mit einer schönen Ansicht des Vierwaldstätter Sees im Schaufenster des Bazars Leuthold hängen sehen und sich sogleich vorgenommen, sie der Freundin zu schicken. Das schlechte Wetter hatte sie verhindert, die Karte zu holen.

Jetzt warf sie einen Blick hinaus —

Der Himmel war noch grau in grau, aber der Regen hatte nachgelassen. Bis zum Bazar Leuthold war nur eine kleine Strecke.

Kurz entschlossen setzte sie den Hut auf, band den Lodenmantel um die Schulter und ging hinaus.

Es regnete nicht mehr, und sie kam somit trocken in den Bazar und kaufte einige Karten.

Als sie wieder heraustrat, sah sie von rechts her, nur wenige Schritte entfernt, Bardini auf sich zukommen. Er zog grüßend den Hut und machte Miene, sie anzusprechen. Da neigte sie kurz den Kopf und ging eilig nach links, ihrem Hotel zu.

Am Nachmittag hellte sich das Wetter plötzlich und unvermutet auf. Die Gäste flogen aus, unter ihnen auch der Belgier und die Lehrerinnen. Isa hatte die Teilnahme daran abgelehnt, einmal, weil ihre Mutter es bei den aufgeweichten, nassen Wegen vorzog, auf der Veranda zu bleiben, und dann auch, weil sie sich vorgenommen hatte, Röseli Steiners, der schönen Sennerin, Vater aufzusuchen. Die kleine ländliche Liebesgeschichte hatte sowohl ihre menschliche wie schriftstellerische Teilnahme wachgerufen, und sie schob etwas Vorgenommenes nicht gern auf die lange Bank. Frisch gewagt, ist halb gewonnen.

Ob sie in diesem Roman ein wenig würde mitspielen können? — — Wenn sie das reine, frische Bergkind davor bewahren könnte, den Mann heiraten zu müssen, den es nicht liebte, und der noch dazu, wie zu seinen Ohren gekommen, es mit allen anderen Mädchen in Brunnen hielt! Aber mit welchen Mitteln konnte sie einen harten Schädel erweichen, der sich zwischen das Glück seines einzigen Kindes stellte?

Röseli hatte ihr das Vaterhaus genau beschrieben. Es sollte auf dem Wege nach Kloster Ingenbohl liegen mit dem Giebel nach Brunnen zu. Sie wollte es schon herausfinden, nur welchen Grund sie dem alten Bauern für ihren Besuch angeben sollte, wußte sie noch nicht recht; der Augenblick mußte ihr die rechten Worte geben.

So machte sie sich auf den Weg, ging den Kai entlang bis zur Querstraße rechts, die an der Kapelle vorbei nach dem Bahnhof führt, und verfolgte die Straße bis zu einer kleinen Brücke, die gegenüber dem Hotel „Zur Sonne" über ein Flüßchen führt. Am rechten Ufer dieses Flüßchens zieht sich der Weg nach Ingenbohl hin.

Einige ihr begegnende Nonnen zeigten ihr, daß sie auf dem richtigen Wege war. Zu beiden Seiten standen Häuser, die von Handwerkern aller Art bewohnt waren, dann eröffneten sich weite Wiesen dem Blick, und nur vereinzelt lagen die Häuschen dazwischen.

Isa prüfte jedes; es schien bis jetzt keins auf die Beschreibung zu passen. So wanderte sie noch weiter, überschritt die Geleise der Gotthardbahn und entdeckte endlich ein Haus, das das Gesuchte sein mußte.

Da blieb sie stehen und sah zu jener Anhöhe hinauf, die das Kloster trug, das in einer Viertelstunde von hier zu erreichen sein mußte.

Es lag malerisch zwischen Waldungen, Wein- und Obstanpflanzungen. Ein schönes Fleckchen Erde, das sich die Nonnen ausgesucht hatten, um ihrer Weltabgeschiedenheit und Askese zu leben! Weltabgeschieden lag es freilich nicht, sondern in der herrlichsten Welt. Weit in die Runde mußte von jener Höhe der Blick schweifen können, auf die bewaldeten Höhen, die Firnen, auf die felsigen Mythen und das an ihrem Fuß liegende Schwyz und auf der anderen Seite über Brunnen hin nach dem Vierwaldstätter See.

Isa bekam Lust, hinaufzugehen und überlegte, ob sie diese Absicht sogleich oder erst nach dem Besuch bei Röselis Vater ausführen sollte. Da gewahrte sie, daß aus dem Hause, das sie für Steiners Besitztum hielt, ein Mann getreten und vor der Tür stehen geblieben war. Es war eine große, starkknochige Gestalt. Ob er der Gesuchte war?

Er rauchte gemächlich seine Pfeife und blickte dabei zum Himmel auf, als erwäge er die Wetteraussichten.

„Grüß Gott!" rief Isa hinüber.

Der Bauer sah sich verwundert um, woher der Gruß käme, erwiderte ihn darauf kurz und rauchte weiter, ohne die Näherkommende zu beachten.

Isa war jetzt ganz nahe herangetreten.

„Können Sie mir nicht sagen, ob man zum Kloster hinaufgehen darf?" fragte sie, froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben.

„Jo — gangen's nur," war die kurze, nicht besonders freundliche Antwort.

„Sind Sie vielleicht Herr Dominik Steiner?" ging Isa jetzt gerade auf ihr Ziel los.

„Jo," antwortete der Bauer und hob ein wenig verwundert den Kopf.

„Man hat mir von Ihnen erzählt, Sie sollen eine große Sennerei in Morschach besitzen."

„Dös stimmt — mei Käs geht durch die ganze Welt," antwortete er voll Stolz.

„Ich möchte wohl gern solche große Sennerei kennen lernen. Wer versieht denn droben auf der Alm Ihre Senne?"

„Mei Tochter, mei Schwester und der Sennbue."

„So werde ich nächstens hinaufgehen; ich interessiere mich für Butter- und Käsebereitung hierzulande."

Isa hatte sich während ihrer letzten Worte ohne weiteres auf der Bank vor der Haustür in Steiners unmittelbarer Nähe niedergelassen, als beabsichtige sie, ihm noch ein Weilchen Gesellschaft zu leisten.

Der Bauer sah sie darob ganz erstaunt an.

„Was fallt denn die ein?" sagte sein Blick. Kaum aber hatte er ihr Gesicht, das der Hut vorhin beschattet hatte, und das sich jetzt von dem niederen Sitz aus frei zu ihm aufhob, gesehen, als ihm ein Ueberraschungslaut entfuhr.

„Sakra — die isch aber bildsauber," dachte er bei sich, und laut gab er seinem tiefinnersten Gedanken Ausdruck.

„So — so — für Butter und Käs' tun Sie sich interessiere — so a feins Stadtfräulein! — Sie sind wohl weit von hier?"

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Der Ehebruch vor dem Strafrichter

Budapest. Die Tochter eines Großkaufmannes heiratete einen hervorragenden Budapester Advokaten. Die anfangs glückliche Ehe ging bald in Brüche. Die junge Frau lernte einen hauptstädtischen Beamten kennen und lieben, der nebenbei auch ein hervorragender Musiker ist. Das war 1925. Einem Pistolenduell der Rivalen folgte der Scheidungsprozeß und, als dieser beendet war, die Hochzeit des Liebespaares. Damit war, aber nur scheinbar, der Schlußpunkt gesetzt hinter eine Liebesgeschichte, die Monate hindurch die Budapester Gesellschaft beschäftigte. Nur scheinbar, denn der Honigmond der zweiten Ehe der Heldin dieser Geschichte währte bloß zehn Tage. Das Dreieck erneuerte sich mit veränderter Hypothenuse. Die gleichen Akteure: der Advokat, der Beamte und Musiker und die Gattin beider. Nach besagten zehn Tagen aber verließ die Frau unter dem Vorwande, ihr Kind aus erster Ehe sei erkrankt, bedürfe mütterlicher Pflege, den zweiten Ehegatten. Bald mußte der Komponist als Grund des treulosen Verlassens feststellen, daß die Frau zu dem ersten geschiedenen Gatten zurückgekehrt sei und mit diesem wieder die eheliche Gemeinschaft aufgenommen habe. Diesmal kam es aber zu keinem Duell. Der zweite Gatte strengte die Ehescheidungsklage an. Das Gericht sprach (die Sachlage war klar) die Scheidung aus, und zwar wegen treulosen Verlassens der Frau. Bis dahin wäre die Sache in Ordnung, die „Treulose" traf schon alle Vorbereitungen, mit dem ersten Gatten wieder die Ehe zu schließen, hatte aber dabei die Rechnung ohne den zweiten Ehemann gemacht. Dieser wollte den Kelch der Rache bis zur Neige genießen und legte Berufung ein. Er verlangte, das Gericht möge in seinem Scheidungsurteile den Ehebruch feststellen. Erstens um der Frau einen Strafprozeß anhängen zu können (für Ehebruch ist eine Kerkerstrafe bis zu drei Monaten vorgesehen!), zweitens um die neue Eheschließung mit dem ersten Gatten zu verhindern, da das Gericht im Falle des Ehebruchs das Verbot einer Ehe mit dem Manne aussprechen kann, mit dem die Verurteilte die Ehe gebrochen hat. Die zweite Instanz tat dem Kläger nicht den Gefallen, sondern bestätigte den erstrichterlichen Spruch. Der Mann ließ aber nicht locker, er wollte ein „Exempel" statuieren: er, der ja auch ein allerdings sehr kurzes Eheglück auf dem gleichen Wege gewonnen hatte. Ein Exempel in dieser sittenlosen Zeit! Alle Hahnreis zu rächen, der Ehemoral zu Nutz und Fromme. Die Kurie trat zusammen. Der Westermayer-Senat beriet tagelang. Die alten Herren wackelten bedächtig mit ihren Zöpfen, forschten in den alten Gesetzesbüchern nach und — fanden den Paragraphen. Da sie weder die Todesstrafe, noch aber, wie es zu Beginn der Neuzeit in dem ungarischen Rechte ausgesprochen war: Auspeitschen und Anbinden an die Schandsäule, verfügen konnten, taten sie dem rachedurstigen Gatten Nr. 2 den Gefallen und zerrten einen bisher noch nie angewandten Paragraphen (die Hauptsache: der Paragraph!) hervor, sprachen die Scheidung wegen Ehebruch der Gattin aus und untersagten gleichzeitig die Eheschließung mit dem Ehebrecher, dem ersten Gatten. Fiat justitia et pereat mundus, getreu dem Wahlspruche des Kaisers Ferdinand I. Und der Mann, dem Gerechtigkeit geworden, ging weiter. Er erstattete beim Kriminalgericht, als dem nunmehr zuständigen Forum, die Strafanzeige wegen Ehebruchs. Und nun hat der Strafrichter das Wort.

Die Frau, durch das lange, seit vier Jahren währende Prozessieren zermürbt, nicht stark genug, den Kampf auszufechten, ist an dem Schandpfahl des inappellablen Urteiles der Kurie zusammengebrochen: sie hat nunmehr auch den ersten Gatten verlassen und sich zu ihren Eltern zurückbegeben, die sie ängstlich bewachen, denn sie fürchten, die Tochter werde sich das Leben nehmen. Nur das Kind aus erster Ehe, das seinerzeit dem Vater zugesprochen war, ist bei ihr.

Wie wird diese Tragödie enden? Der Richter tröstet sich mit Faustens Kanzler: Ein Richter, der nicht strafen kann, gesellt sich endlich zum Verbrecher.

Neue Forschungen über das Seeklima

Die Heilwirkung des Nordseeklimas ist in den letzten Jahren vielfach untersucht worden, und zwar hauptsächlich auf der Insel Föhr. Um nun diese Forschungen an einer Stelle fortzusetzen, die gegen das Meer noch freier liegt, führte der Hamburger Physiologe Prof. Otto Kestner Untersuchungen an der holländischen Küste in Nordwyk aan Zee aus, über die er in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" berichtet. Beim Meeresklima denkt man heute zunächst an die Wirkung jener kurzwelligsten Sonnenstrahlung, die die Hautbräunung hervorruft, sowie den Stoffwechsel und die Blutbildung günstig beeinflußt. Kestner fand, daß der Wert dieser Ultraviolettstrahlen sehr schnell abnimmt, sobald die Sonne tiefer steht als 30 Grad, da die Strahlen von der Atmosphäre besonders stark absorbiert werden. Diese Beobachtung ist auch richtig für die Anwendung der jetzt in den Handel gebrachten Gläser, die fast zwei Drittel der Ultraviolettstrahlung durchlassen. Ihre Verwendung hat nur dann Wert, wenn die Strahlen der hochstehenden Sonne durch solche Glasscheiben einfallen, wie dies bei Bedachungen von Liegehallen und Treibhäusern der Fall ist. Keinesfalls aber kann durch den Aufenthalt in Räumen mit solchen Glasfenstern der Aufenthalt im Freien ersetzt werden, schon weil die übrigen wichtigen Wirkungen des Klimas wie Wind und Temperatur wegfallen. Ueberhaupt scheint die Rolle, die man der Ultraviolettstrahlung bei der Heilwirkung des Seeklimas zuschiebt, überschätzt zu sein, denn sonst könnten ja Herbst- und Winterkuren an der See nicht ebenso wirksam sein wie Sommerkuren.

Schwierig ist es, festzustellen, welche Temperatur auf den menschlichen Körper einwirkt, und besonders zu berücksichtigen ist die kühlende und zugleich erregende und reizende Wirkung des Windes, die zunimmt, je mehr man sich dem Meere nähert. Die Lufttemperatur am Strand kann aber bei Sonne und Windschutz mitunter geradezu tropisch sein. Neben diesen Faktoren, die das Seeklima zu einem starken Reizklima gestalten, müssen aber auch die Einwirkungen auf die Seele des Menschen berücksichtigt werden, die wir nicht messen können. Von entscheidender Bedeutung für die heilende Kraft, die vom Seeklima ausgeht, ist der Grad der Intensität, mit der der Mensch das herrliche Landschaftsbild in sich aufnimmt, und je größer seine Freude an der schönen Natur ist, desto besser wird ihm ein Aufenthalt am Meer bekommen.

Kuhdünger — Indiens Kohle

Obgleich Indien soviel Kohle erzeugt, daß es bereits eine gewisse Ausfuhr betreiben kann, wird doch im alltäglichen Leben dieser Brennstoff nur wenig verwendet, sondern der Hindu bedient sich seit altersher des getrockneten Kuhdüngers, der ihm reichlich zur Verfügung steht. Gibt es doch in Indien 150 Millionen Kühe, von denen die meisten im Freien herumlaufen und sich sogar mitten im dichtesten Straßengewühl bewegen. Niemand darf diese Tempelkühe fortjagen, denn sie gelten für heilig, und es wäre ein großes Verbrechen, wenn ein Hindu auch unabsichtlich eine Kuh töten würde. Infolge dieser Verehrung der Kuh bringt fast die Hälfte des indischen Rindviehbestandes keinen Gewinn, und man hat den Verlust, den das Land dadurch erleidet, auf 2½ Milliarden Mark geschätzt. Wenn aber der Hindu auch die heiligen Kühe nicht in seinen Dienst stellen darf, so kann er doch wenigstens das Erzeugnis benutzen, das sie ihm freiwillig liefern, nämlich den Dünger, und so dient er denn überall als Brennstoff.

Professor Edmund Graefe, der dieser seltsamen „Kohle Indiens" einen Aufsatz in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau" widmet, schreibt darüber: „Zuerst fiel mir diese Verwendung in Madura auf. Hier klebten an vielen Wänden große dunkle Fladen, die ich in getrockneter Form auch an den Verkaufsständen sah; es war Kuhdünger. Eifrig wird das kostbare Material gesammelt, mit den Händen geformt und an die Wände der Häuser geklebt. Bei der intensiven Sonnenbestrahlung trocknet der Kuhmist bald, wird in Haufen aufgestapelt und kommt zum Verkauf. Ueberall sieht man entweder im Freien, wo z. B. ein Barbier in einer Pfanne Kuhmist verbrennt, um ein Schälchen mit Rasierwasser zu wärmen, in den Oefen der Wohnungen oder in den im Freien betriebenen Werkstätten die helleuchtenden Feuer dieses Brennstoffes. Es muß sich um gewaltige Mengen handeln." Nach den Untersuchungen Graefes ist der Kuhmist gar kein schlechter Brennstoff; er verbrennt vollkommen geruchlos und fast rauchlos. Der Heizwert kommt etwa dem des vollkommen lufttrockenen Torfes nahe. Der Kuhdünger behält übrigens, auch wenn er verbrannt wird, doch seine Heiligkeit; er wird nicht nur als Asche für Heilmittel benutzt, sondern die Asche ist auch in den großen Tempeln in Gefäßen aufgestellt, und die Gläubigen reiben sich beim Vorbeigehen davon etwas auf die Stirn. Manche begraben sich sogar mit dieser heiligen Kuhdüngerasche den ganzen Körper.
